Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 11 (1946-1947)
Heft: 3

Artikel: Die ergötzliche Amerikafahrt des Baselbieters Albert Hägler
Autor: Hägler, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-860390

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Vierteljährliche Beilage zum Landschäftler
Nr. 3 11. Jahrgang Dezember 1946

Die ergötzliche Amerikafahrt des Baselbieters Albert Hägler.

Anmerkung der Redaktion: Durch die älteste Einwohnerin Reigoldswils, Frau Sara Hägler-Zehntner, geb. 1858, kamen wir in den Besitz eines Manuskriptes, worin ihr Gatte Albert Hägler-Zehntner, (1858—1930), kurz vor seinem Tode die Erlebnisse seines Amerikaaufenthaltes (1881—1884) schriftlich niedergelegt hat, um seinen in Genf lebenden jüngern Bruder während einer Krankheit zu erheitern.

Albert Hägler entstammt einem Titterter Bürgergeschlechte, das schon 1529 bezeugt ist. Sein Vater war Johannes Hägler (1816—1897), sein Grossvater Christian Hägler (1781—1847). Nach einer Eintragung im Titterter Familienbuch, das im Zivilstandsamt Reigoldswil aufbewahrt wird, weilte der Letztgenannte 1803 in Amerika. Sein Grossohn scheint die Freude an fremden Ländern geerbt zu haben; ein paar Jahrzehnte später wagte auch er den Sprung in die neue Welt. Nach seiner Rückkehr verheiratete sich Albert Hägler mit Sara Zehntner. Er bewohnte in der Folge das früher der Familie seiner Frau gehörende hochgiebelige Haus in der linksufrigen Häuserzeile im Mittelbiel zu Reigoldswil, das heute noch in seiner ausgeprägten, hablichen und schönen Form eine Zierde des Dorfes bildet.

Albert Hägler war zeitlebens ein munterer und leutseliger Mann. Trotzdem seine Familie vor Schicksalsschlägen nicht verschont blieb — seine beiden Söhne erlagen im blühenden Alter der Grippeepidemie anno 1918 — bewahrte er sein freundliches Wesen und einen unverwüstlichen Humor bis ins Alter.

Die nachfolgenden Erlebnisse zeugen von der durchaus lebensbejahenden Einstellung Häglers. Wir zweifeln nicht daran, dass der Leser mit Schmunzeln den verschiedenen Abenteuern des Helden folgen und es ihm nicht übel nehmen wird, wenn in der heitern Ruhe des Alters manches in goldenem Licht erscheint und «Dichtung und Wahrheit» in freier Weise dargeboten werden.

Wir danken Frau Sara Hägler-Zehntner, der hochbetagten Witwe des Verfassers, für die liebenswürdige Ueberlassung der Aufzeichnungen ihres Mannes. Bei der Redaktion half Herr alt Schulinspektor Hermann Bührer in freundlicher Weise mit und Peter Suter steuerte einige Illustrationen bei. S.

Die Abreise.

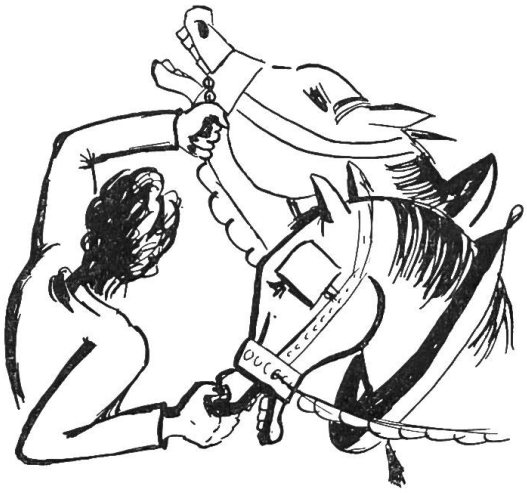
Es war im Jahre 1881, als unser fünf Burschen beschlossen, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, um dort unser zukünftiges Glück zu suchen. Am 18. September reisten wir in T. ab; ein lieber Kamerad führte uns mit dem Fuhrwerk bis Basel, wo wir bereits vor

acht Tagen unsere Reisekosten bei der Agentur Zwilchenbart bezahlt hatten. Wer beschreibt das Chaos, das wir vor dem Hause der Reiseagentur in Basel antrafen! Ein bekränzter Wagen voll Auswanderer aus dem Fricktal war gerade auch angekommen. Ein kleiner Mann mit einer Handharmonika liess seine Weisen hören, daneben Gesang, Johlen und lautes Reden, betrübte Gesichter mit tränenden Augen, ein Durcheinander ohnegleichen. Auf einmal ertönte eine Glocke im Bureau Zwilchenbart, und der Agent zeigte uns an, dass jeder von uns eine Wurst und sieben Dezi Wein beziehen könne. In einer halben Stunde war der Imbis verzehrt und wir erhielten noch den Bescheid, dass um fünf Uhr unser Zug zum Einsteigen bereit stehe, es solle sich jeder darnach richten, dass er zur Stelle sei. Schlags ½6 Uhr fuhr der Zug in Basel ab. In Delle gab es noch einen kleinen Aufenthalt. Hier war die Zollabfertigung des Gepäcks, dann dampften wir Paris zu. Morgens neun Uhr des folgenden Tages kamen wir dort an.

Das Abenteuer in Paris.

Im Hotel Neuyork wurde ein gemeinsamer Imbiss eingenommen. Nachher konnte ein jeder nach Belieben in der Stadt sich umsehen. Wir hatten ja fünf volle Stunden Zeit bis zur Abfahrt des Zuges nach Le Hâvre. Wir fünf Kollegen beschlossen, uns die Stadt indessen gründlich anzusehen. Als wir nun um eine Strassenecke bogen, kam eine Kutsche mit zwei prächtigen Rappen, die durchgebrannt waren, in sausendem Galopp gerade uns entgegen. Das Fräulein, das die Pferde leitete, schrie aus vollem Halse. Ich war einer der vordersten und schnell entschlossen fiel ich den Pferden mit aller Kraft in die Zügel, das eine packte ich an der Nase, das andere am Gebiss; die Kutsche kam langsam zum Stehen. Ich aber geriet unter die Pferde und wurde bewusstlos hervorgezogen. Die Insassen der Kutsche, ein Graf Hohenfels und seine Tochter Lisa, kamen mit dem Schrecken davon. Der alte Herr, der in ganz Paris bekannt und geachtet war, ordnete meine Unterbringung in den Spital an, wo ich nach einer Stunde aus meiner Bewusstlosigkeit erwachte. Mein linkes Bein war hart geschwollen und schmerzte mich sehr, am rechten Arm, der ganz schwarz war, hatte ich unterlaufenes Blut. Der Spitalarzt Dr. Brendlin untersuchte mein Bein genau und fürchtete, es könnte steif werden. Infolgedessen wurden noch zwei erfahrene Aerzte zugezogen. Graf Hohenfels und Fräulein Lisa besuchten mich alle zwei Tage, um ihren Dank und ihre Teilnahme zu bezeugen. Alle Tage wurde ich massiert, was mir sehr wehe tat und ich bezweifelte, ob ich je wieder richtig auf mein Bein stehen könne. Nach sieben langen Leidenswochen gelang es doch und ich konnte mich im Zimmer alle Tage etwas besser bewegen. Vierzehn Tage später konnte ich wieder ordentlich gehen. Herr Hohenfels lud mich in seine Villa in einer Vorstadt von Paris ein und holte mich per Kutsche ab. Die Villa war überall bekränzt; ich musste mich wundern über die vielen Leute, die mich dort ehrerbietig begrüssten und mir die Hand boten, wie wenn wir schon lange Freunde wären. In einem sehr grossen Zimmer war ein gedeckter Tisch. Graf Hohenfels führte mich oben an diesen Tisch, wo ich von seiner Tochter Lisa freundlich begrüsst wurde. Sie wies jedem der 14 Anwesenden seinen Platz an. Als sich alle gesetzt hatten, klopfte Herr Hohenfels an sein Glas und sprach: «Ihr wisst

alle, warum ich euch eingeladen habe. Es ist eine kleine Feier zu Ehren unseres Lebensretters A. H., gebürtig aus der Schweiz, der mich und meine Tochter durch seine mutige Tat vor dem sichern Tode bewahrt hat. Ehre solchem Opfersinn!» Es wurde ein Hoch auf mich ausgebracht. Dann trug man ein feines Essen mit Wein auf, das die Anwesenden bald in eine begeisterte Stimmung versetzte. So vergingen rasch einige Stunden und es wurde Abend. Graf Hohenfels liess mich nicht fort; ich musste in der Villa übernachten, was ich mir gerne gefallen liess. Am nächsten Morgen bat er mich, in sein Zimmer zu kommen. Dort erklärte er mir, was während meines Spitalaufenthaltes für mich geschehen war. Er hatte für mich einen Platz reserviert auf der «Normandie», die am 14. Dezember von Le Hâvre nach Neuyork abfahren



würde. Wegen des Fahrgeldes hatte er mit der Agentur Zwilchenbart alles geordnet, überdies händigte er mir noch 500 Franken ein für mein Eingreifen bei der verhängnisvollen Kutschenfahrt und als Schmerzensgeld. Am genannten Tage morgens neun Uhr fuhr ich nach dem Bahnhof und bestieg den Zug nach Le Hâvre. Es tat mir weh, von diesen braven Leuten zu scheiden und ich konnte eine Träne nicht verbergen. Fräulein Lisa kam noch zu mir in den Wagen und wünschte mir Glück für mein zukünftiges Leben.

Die Meerfahrt.

In Le Hâvre angekommen, konnte ich sofort das Schiff besteigen. Bald wurden die Anker gelichtet und der Dampfer fuhr langsam aus dem Hafen. Ein Lotse kam auf einer Dampfschwalbe an Bord und bald darauf ging's mit Volldampf ins offene Meer. Zehn Tage dauerte die Ueberfahrt bis Neuyork. Auf unserem Schiff waren etwa 185 Passagiere, ein buntes Durcheinander von allen Nationen. Ich gesellte mich drei gleichaltrigen Burschen zu; wir vertrieben die Zeit mit Spielen und Rauchen. Am dritten Tag machte ich meinen Kollegen den Vorschlag, wir wollten probieren, ob wir ein Lied zusammen singen könnten. Begeistert sangen wir zuerst «O mein Heimatland». Bald wurden wir von den Mitfahrenden umringt und applaudiert. Kollege Schaub, auch ein Baselbieter, der eine prächtige Tenorstimme hatte, stimmte noch das Rütlilied an. Da sahen wir manche Träne glänzen und als wir zu Ende

waren, wollte das Händeklatschen kein Ende nehmen und von jetzt an waren wir der Mittelpunkt der Gespräche.

Eine junge Frau, die vier hübsche Kinder bei sich hatte, weinte den ganzen Tag, man wusste nicht warum. Ihre Zwillingsmädchen kamen oft zu mir, wenn ich auf dem Verdeck sass und krabbelten auf meinen Knien herum. Waren sie weg, kamen die beiden Buben; ich mochte sie alle gut leiden. Der ältere sechsjährige Knabe erzählte mir, die Mutter weine den ganzen Tag wegen des Vaters. Ich hatte bis jetzt aber noch nirgends einen Vater gesehen. Da zeigte er ihn mir; er stand neben einem grossen aufgerollten Tau auf dem Verdeck und starrte immer vor sich hin — eine unsympathische Erscheinung. Frau Herzig aus Luzern, so hiess die junge Frau, erzählte mir ihren Kummer: Ihr Mann Hans Herzig habe ihren Vater und zwei Schwager hintergangen und betrogen und sei dann bei Nacht und Nebel mit der Familie nach Basel gezogen und habe sofort eine Stelle in Amerika angenommen. Sie bereue es, dass sie mit den Kindern nicht in Luzern geblieben sei. Ich sagte, dass die Reue eben zu spät komme und sie sich jetzt in das Unvermeidliche fügen müsse.

Ankunft und erste Abenteuer in Amerika.

Am zehnten Tag hörte man auf einmal den Ruf: «Land! Neuyork!» Alles jubelte und sprang auf dem Verdeck herum. Auch mich packte die Begeisterung und aus Freude zog ich eine Flasche Cognac aus meinem Reisesack und schenkte mir und einigen Reisegefährten ein. Hernach gab es noch ein schönes Lied. Alles drängte nach der Schiffstreppe und wollte zuerst aussteigen, um wieder festen Boden unter den Füssen zu spüren. Die Familie Herzig kam mir bei dem Gedränge aus den Augen und ich konnte sie nirgends mehr entdecken. Es ging dem Abend zu, und es wurde mir das Hotel Rütli zum Uebernachten angewiesen. Kaum war ich auf amerikanischem Boden, so entlarvte ich schon einen Schwindler. Vor dem Portal des Hotels stand ein Mann mit zwei Krükken; die eine hatte er unter dem Arm, die andere war an die Mauer gelehnt, den Hut hatte er in der Hand und wartete so auf Almosen der Vorübergehenden. Als ich in seine Nähe kam, einige Schritte von ihm entfernt, rief ich: «Komm nur her! Du kannst ja springen wie ein Hase! Du bist ja der B. aus L. und hast gesunde Beine. Fort mit dir, oder du bekommst noch Prügel!» Augenblicklich lief der Kerl davon.

Im Hotel Rütli hatten nicht alle Schweizer Platz und so wurden unser zehn Mann über der Strasse in einem Anbau untergebracht. Am Morgen erwachte ich als einer der ersten, und bemerkte sofort, dass mir während der Nacht ein Flanellhemd nebst einer Flasche Cognac entwendet worden war und allen, die hier übernachteten, fehlten Gegenstände, Hüte, Schuhe und Uhren, einem gar ein neues Paar Stiefel. Als wir uns beim Wirt und bei der Polizei beklagten, gingen sie ganz leicht darüber weg, es sei in solchen Fällen gewöhnlich nicht viel herauszubringen und die Sache war abgetan. Um neun Uhr fuhr der Zug nach Highland und andern Tags, nachmittags vier Uhr, kam ich dort an. Ich suchte sofort einen Vetter auf, der schon mehrere Jahrzehnte in Highland niedergelassen war. Bei meiner Ankunft veranstaltete er eine kleine Feier, indem er die Nachbaren zu einem Fässchen Bier einlud. Es waren alles alte Leute, die mir zu Ehren einige

Lieder sangen. Das Fragen nach der Heimat wollte kein Ende nehmen und ich war froh, als die Uhr die dritte Morgenstunde anzeigte und ich ein wenig das Bett aufsuchen konnte.

Milchführer in Highland.

Am folgenden Morgen ging ich sofort auf die Suche nach Arbeit und fand zu meiner grossen Freude einen guten Platz: eine Viertelstunde vom Städtchen Highland entfernt war eine Farm. Hier beschäftigte Samuel Leutwiler eine grosse Anzahl Leute; er handelte mit Holz, Eis, Kartoffeln und lieferte die Milch in das Städtchen. Er stellte mich als Melker und zugleich als Milchführer ein, eine bessere Stelle konnte ich nirgends finden. Leutwiler betrieb auch eine Schnapsbrennerei, eine Dampfsäge und eine Dampfdreschmaschine. Am dritten Tag musste ich mit ihm mit dem Milchwagen ins Städtchen fahren und am fünften Tag liess er mich schon allein fahren. Als ich nach Hause kam, fragte er mich: «Hast du keinen Kunden vergessen?» Ich erwiderte: «Ich glaube kaum.» Und so war es auch, alles ging nach Wunsch. Die Tage und Wochen vergingen schnell und bald erhielt ich den ersten Monatslohn, mit dem ich herzlich zufrieden war. Das Verhältnis zwischen dem Meister und mir gestaltete sich von Tag zu Tag schöner und es kam soweit, dass wir einander duzten. Frau Leutwiler sah man nie, die Mägde kochten und trugen unsere Mahlzeiten auf. Ich sah sie einmal in einem Zimmer am Fenster stehen, von wo sie mich grüsste. In Highland praktizierten zwei Aerzte, ein Tierarzt mit Namen Wick und ein Menschenarzt namens Wirth. Beide kamen öfters an unserer Farm vorbei. Ich mochte ungefähr 9 Monate bei Leutwiler in Arbeit stehen, als er mich nachts um ein Uhr aus dem Schlafe weckte und mir befahl, ich solle den «Max» satteln und den Dr. Wick holen. Draussen war schöner Mondschein und fast so hell wie am Tage. Ich beeilte mich, und bald galoppierte ich dem Städtchen zu, wo ich den Dr. Wick herausklopfte. Dieser lachte und fragte, was denn mitten in der Nacht auf der Farm los sei. Gleich kam er mit mir. Als wir uns der Farm näherten, sprang uns Leutwiler entgegen. Er schrie: «Um Gottes Willen! Den Dr. Wirth solltest du holen, aber schnell!» Ich holte die Geissel von der Stalltüre und versetzte «Max» ein paar derbe Schläge, worauf dieser mit mir nur so davon flog. Bei Dr. Wirth brauchte ich nicht lange zu klopfen; er wusste schon Bescheid und war in zwei Minuten auf seinem Schimmel. Das war ein Ritt auf Tod und Leben! Als wir auf der Farm angekommen waren, sah Dr. Wirth erst, dass er in der Eile das Besteck auf der Stallbank liegen gelassen hatte. Ich kehrte sofort um, es zu holen. Dabei liess ich «Max» noch einmal «ausziehen» und bald war ich zum drittenmal zurück auf der Farm. Kurz darauf hörte ich einen Schrei in dem obern Zimmer, jetzt erst ging mir ein Licht auf. Während ich an der Treppe stand und lauschte, fiel «Max» plötzlich um, schlug am Boden mit den Beinen noch einige Male aus und — war tot. Der Schreck lähmte meine Glieder und ich war fast nicht imstande, den Sattel auszugürten. Der erste Gedanke war: «Was wird Sami sagen, wenn er das brave, kostbare Tier am Boden sieht?» Ich war ganz aufgeregt und wollte gerade den Sattel wegtragen, als Leutwiler die Treppe hinunter kam. Als er das Pferd am Boden sah, erzählte ich, wie alles zugegangen war. Er sagte

nur: «Der Gaul reut mich, aber es lässt sich an der Sache nichts mehr ändern. Uebrigens haben wir droben im Zimmer einen strammen Buben gekriegt. Das ist eine bessere Botschaft. Was sagst du dazu, Albert?» Ich wünschte ihm Glück zu dem Buben. Er hiess mich in das Zimmer kommen und schenkte mir ein Glas Wein ein und die Sache war abgetan. Ich blieb über ein Jahr in Highland. Dann kam die Reiselust über mich. Ich wollte Amerika besser kennen lernen. Als ich Sämi davon sagte, redete er mir die Geschichte aus. Ob es mir hier nicht mehr gefalle, er könne mich allerdings nicht halten; aber das könne er mir versichern, dass ich dann meine Hörner schon abrennen werde. So war es auch, der gute Sämi hatte nur zu sehr recht.

Kohlenfuhrmann, Metzgergehilfe und Zirkusmusikant in St. Louis.

Im Frühling 1883 reiste ich nach St. Louis (Missouri). Hier angekommen, ging es zehn Tage, bis ich bei einem Kohlenhändler Arbeit fand. Mit einem Vierspännerwagen, der mit zwei Pferden und zwei Eseln bespannt war, musste ich Kohlen in die Stadt führen. Ich kannte mich natürlich in der grossen Stadt nicht aus und fuhr das erste Mal schon durch die falschen Strassen. Am Abend sagte ich dem Meister, dass das keine Arbeit für mich sei, was er auch sofort begriff. Acht Tage lang lud ich dann Kohlen auf Wagen, eine ermüdende Arbeit. Man sah am Abend wie ein Kaminfeger aus und in den Kosthäusern musste der Kohlenarbeiter für das Bett mehr bezahlen. Unser drei schliefen dann eine Nacht auf Stroh. Als ich um Mitternacht erwachte, sprangen ein Dutzend Ratten über unsere Gesichter und wir waren froh, dass wir schnell aus unserm Nachtquartier, einem Schuppen, herauskamen. St. Louis ist gross; und man hatte fast eine Stunde von einem Ende zum andern zu fahren. Ich setzte mich in einen Strassenbahnwagen, fuhr in eine Vorstadt hinaus und sah mich wieder nach Arbeit um. Ich fand solche in einer Malzfabrik, wo ich in der Dörranlage den ganzen Tag bei grosser Hitze Gerste kehren musste. Ich blieb nur vier Tage; es war wirklich vor Hitze nicht zum aushalten. Jetzt dachte ich zum erstenmal an Sämi, wie recht hatte er doch mit dem «Hörnerabrennen». Ich ging wieder in die Stadt hinein und arbeitete sechs Wochen in einer Schlächterei, wo alle Tage 100 bis 120 Schweine geschlachtet wurden. Den ganzen Tag musste ich das Fleisch von den Kinnbacken schneiden und die Knochen dann in einen grossen Kessel werfen zum auskochen. Ich ging bald wieder fort und traf einen Wirt, der etwa 50 Jahre alt sein mochte. Er entpuppte sich bald als alter Bekannter aus der Heimat. Er lud mich ein, alle Abende zu ihm zu kommen. Wir hätten dann kürzere Zeit, ich brauche ja bei ihm nichts zu konsumieren. Fast jeden Abend war ich bei diesem Landsmann. Unter anderm fragte er mich eines Abends: «Bist du noch so musikalisch wie in früheren Jähren?» Als ich bejahte, meinte er, es sei schade, dass ich keine Geige bei mir habe, ich könnte hie und da an den langen Abenden etwas vorspielen. Ich erwiderte, dass ich eine Geige im Kosthaus «Schweizerheimat» eingestellt habe. «Gut, die bringst du morgen abend mit!» Gesagt, getan. Am andern Abend holte ich die Geige, machte ihn aber sofort darauf aufmerksam, dass es diesen Abend noch keine Musik gebe, da ich zuerst Saiten kaufen müsse. Am folgenden Abend gab ich einige Stücke zum besten, die allgemein gefielen. Ich wollte meine

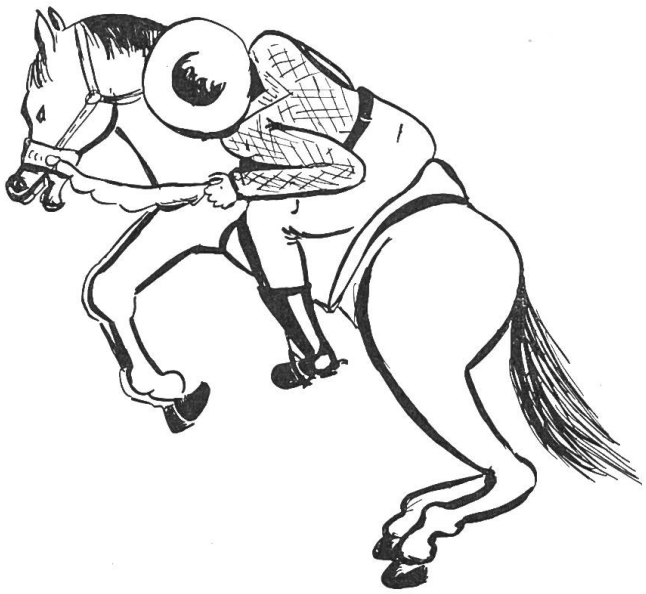
Geige eben in den Kasten legen, als ein Herr in weissem Gilet und Gehrock in die Wirtschaft trat und sagte: «Bitte, spielen sie das letzte Stück noch einmal, von dem ich bereits vor der Tür etwas zu hören bekam.» Ich gehorchte und spielte das Stück nochmals. Herr Gräsli, so hiess der Herr im Gehrock, Kapellmeister einer Zirkusmusik, fragte mich, ob ich Lust hätte, einige Male zur Aushilfe für ein krankes Mitglied bei ihm die Bratsche zu spielen. Ich willigte sofort ein . Herr Gräsli lud mich dann ein, morgen nachmittag um zwei Uhr mich zur Probe im Zirkus einzufinden. Am folgenden Tage zur bestimmten Zeit begab ich mich etwas bangen Herzens in das Zirkuszelt. Hier wurde ich von den 23 Mitgliedern freundlich empfangen und sofort bekam ich eine Bratsche, ein überaus prächtiges Instrument. Darauf forderte man mich auf, in die Garderobe zu kommen, wo ich eine prächtige Uniform erhielt. Nun wurde ich in die Mitte der Kapelle neben das Piccolo eingereiht. In wenigen Minuten gab der Kapellmeister das Zeichen zum Beginn. Zuerst strich ich meine Bratsche etwas schüchtern; als mir aber Herr Gräsli aufmunternd zunickte, spielte ich mein Instrument so sicher und unerschrocken, dass man mich aus allen heraushörte. Somit verlief die erste Probe zu aller Zufriedenheit. Abends ½7 Uhr wurde die Zirkusvorstellung eröffnet; sie dauerte bis ½12 Uhr. Man sagte mir, tags darauf fänden zwei Vorstellungen statt, ich müsse mittags um ein Uhr wieder antreten, was ich mit Freuden tat. Beide Vorstellungen gingen glänzend von statten. Der Zirkus war bis zum letzten Platz ausverkauft. Kapellmeister Gräsli lud mich in ein Restaurant zu einem Glas Wein ein und weihte mich vollends in das Zirkusleben ein, das er schon neun Jahre mitgemacht hatte. Ich half noch bei drei Vorstellungen mit, dann nahm der von mir vertretene Musiker zu meinem grossen Leidwesen wieder seinen Platz ein und ich war entlassen. Der Direktor entlöhnte mich fürstlich und es war nur schade, dass ich nicht dort bleiben konnte.

Ochsentreiber.

In dem erwähnten Restaurant redete mich ein grosser, fester Mann an, ob ich ein Schweizer sei und Arbeit suche. Als ich bejahte, fragte er mich, ob ich auch reiten könne. Ich erwiderte, das sei ich schon jahrelang gewohnt. «Gut», sagte der Mann, «sie können morgen bei mir antreten, Mensestreet 42, sie vernehmen dann, was ihre Arbeit sein wird.» Er verliess das Lokal, bestieg sein Pferd und ritt davon. «Das war der steinreiche Viehhändler Heckmann», erzählte der Wirt, «der bezahlt gut, will dafür aber auch ganze Arbeit haben, ich habe schon viel von ihm erzählen hören.» Morgens um ½8 Uhr war ich zur Stelle. Als ich die Hausglocke in Bewegung setzen wollte, kam er mit zwei Pferdeburschen zum Hausgang heraus und wie er mich erblickte, sagte er: «Hallo, da ist er ja auch schon.» Er begab sich mit uns in den Pferdestall, wo ungefähr 8-10 stattliche Pferde standen. Jeder von uns konnte davon ein beliebiges Reitpferd aussuchen. Ich wählte mir einen grossen, missfärbigen Gaul aus, und die mit mir gekommen waren, nahmen die nächsten, die daneben standen. Ein jeder bekam einen Sattel, einen Zaum und eine Decke. Dann erklärte uns Herr Heckmann: «Eure Aufgabe ist, 68 Ochsen nach B. an den Kanal zu bringen, von wo sie nach England eingeschifft werden müssen. Jeder von euch hat noch als Bei-

hilfe zwei gut dressierte Hunde. In einer Stunde, wenn die Tiere gut gefüttert sind, könnt ihr los und du, Hägler, sorgst dafür, dass alle Ochsen richtig am Bestimmungsorte ankommen, es wird dann dein Schaden nicht sein!» Heckmann schob dann einen Riegel von einer Nebentür zurück und fünf grosse Hunde stürzten hervor. «Die schwarze Dogge ist der Leiter der ganzen Herde. Sie geht voraus, ohne dass jemand etwas mit ihr zu tun hat. Die andern vier Hunde kennen ihre Arbeit ebenfalls, sie gehen diesen Weg nicht das erste Mal.» Die Pferde wurden gesattelt und bestiegen, ein jeder bekam noch genügend Proviant und eine Geissel mit kurzem Stiel und einem Ledergeflecht, das zweimal um den Leib reichte. Wir warteten, bis Herr Heckmann die Türe des Hofes öffnete und die Ochsen herauskamen. In fünf Minuten war die ganze Herde schon im Trab, die Hunde verstanden ihre Arbeit meisterhaft. Am Nachmittag um fünf Uhr gab's einen ersten Halt. Der Leithund kehrte sich und brachte die Ochsen zum Stillstand. Es war ein schöner Weideplatz, wo alle Tiere genügend Nahrung fanden. Die Pferde wurden abgesattelt und jeder von uns nahm seinen Gaul an eine Halfter und liess ihn das schöne dunkelgrüne Gras abweiden. Nachher wurden die Pferde angebunden. Unterdessen hatten sich die Ochsen bereits alle gelagert und nun konnten auch wir unsere Abendmahlzeit einnehmen. Für die Hunde hatten wir Fleisch und Käse bei uns. Sie verschlangen ihre Nahrung gierig und waren bald gesättigt. Ich zählte die Ochsen, es fehlte keiner. Dann machten wir unsere Nachtlager bereit. Jeder nahm seine Satteldecke und suchte sich ein stilles Plätzchen. Die Hunde wurden frei laufen gelassen und sie lagerten sich um die Herde herum. Am andern Morgen, sobald es ein wenig hell wurde, fingen die Ochsen wieder an zu weiden. Ich hängte den Pferden die Futtersäcke an, die reichlich mit Hafer gefüllt waren. Als auch wir gefrühstückt hatten, brachen wir wieder auf, aber diesmal in einem schnelleren Tempo; denn wir hatten noch einen weiten Weg zurückzulegen. Die Hunde versetzten die Ochsen bald in einen rasenden Galopp; diejenigen, die zurückbleiben wollten, packten sie an den Schwänzen und so blieb die Herde immer schön beisammen. Am Abend gebot ich etwas früher Halt; denn ich sah, dass alles todmüde war. Bald entdeckten wir einen schönen Lagerplatz, wo wir nächtigen konnten. In kurzer Zeit lagerte sich Tier und Mensch und gab sich der wohlverdienten Ruhe hin. Am dritten Morgen wollte sich niemand erheben. Es war sieben Uhr vorbei, als wir endlich aufbrachen. Ein schöner Tag war in Aussicht; mir gefiel das aber nicht. Zum schnellen Vorwärtskommen durfte die Sonne nicht so warm scheinen, und wirklich, um ½11 Uhr streckten die meisten Tiere die Zunge heraus und atmeten schwer. Ich machte Halt und liess die Herde ein wenig rasten. Als wir wieder aufbrachen, musste ein jeder von uns zur Geissel greifen; denn die Tiere wollten nicht mehr vorwärts. Zudem war einer der schwersten Ochsen an einer sumpfigen Stelle eingesunken, und wir hatten eine volle Stunde zu tun, bis wir ihn aus dem Morast herausgebracht hatten. So war es zwei Uhr nachmittags geworden. Da besprach ich mich mit meinen Kollegen, einer von uns müsse am Bestimmungsort Anzeige machen, dass wir unterwegs seien, aber etwas später eintreffen würden, damit der Schiffsreeder auf uns warte. Ich wurde zur Ausführung des Auftrages bestimmt. Ich gab meinen Kollegen noch Ratschläge für das bevorste-

hende Endstück des Transportes und ritt ab. Es zeigte sich unterwegs, welch guter Läufer mein missfärbiger Gaul war. In scharfem Trabe erreichte ich mein Ziel, meldete und trat den Rückweg an. Ich traf die Herde am vorgesehenen Platze an. Wir mussten noch einmal im Freien nächtigen und kamen dann nachmittags im Hafen an. Der Schiffsreeder gab mir ein Schreiben für meinen Meister Heckmann mit, worin er ihm anzeigte, dass die Herde zu seiner Zufriedenheit eingetroffen sei. Er versprach uns ein gutes Trinkgeld, wenn wir ihm beim Einschiffen der



Tiere behilflich seien. Jeder von uns bekam eine 2½ m lange, mit scharfer Stahlspitze versehene Stange. Es war grässlich, mit diesem Instrument musste man die Ochsen beständig antreiben, bis sie endlich mit blutigem Hinterteil das Verdeck betraten. Volle zwei Stunden brauchten wir, bis das letzte Tier eingeladen war. Nun bekamen wir wirklich ein schönes Trinkgeld und waren entlassen. Wir bestiegen die Pferde und ritten wieder St. Louis zu, das wir in zwei Tagen erreichten.

Schiffskoch auf dem Mississippi.

Wir wurden von Herrn Heckmann freundlich empfangen und auch reichlich belohnt. Mir sagte er noch, wenn ich willens sei, könnte er mir zu einer guten Stelle bei seinem Schwager verhelfen. Dieser besass einen Mississippidampfer und suchte einen Schiffskoch. Ich bekam noch eine schriftliche Empfehlung und reiste dann nach St. Herman, wo ich von Herrn Schönauer sofort eingestellt wurde. Die Hauptnahrung auf dem Dampfer bestand aus Fleisch und Kartoffeln. Herr Schönauer liess jeweils auf dem Schiffe schlachten. Der Metzgerbursche, ein Luzerner, hiess Huber. Ich war bald gut befreundet mit ihm. Schon bei der ersten Mahlzeit erntete ich grosses Lob von den Schiffsleuten. Alle Tage kochte ich ein anderes Gericht. Huber und ich blieben zwei Monate in dieser Stellung; dann reisten wir miteinander ab. Herr Schönauer wollte mir am Lohn aufbessern, aber ich hatte das Kochen satt und wollte mich in einer andern Gegend um Arbeit umsehen. Wir bestiegen nachts einen Güterzug und fuhren bis nach Sedalia (Missouri). Hier angekom-

men, mussten wir volle drei Stunden warten, bis wir ungesehen aus unserem Versteck heraus konnten. Ich fand bald Arbeit in einem Milchgeschäft, wo ich vorläufig für 14 Tage angestellt wurde. Hier musste ich morgens und abends 20 Kälber tränken und besorgen, daneben zwei Milchwagen waschen und schmieren, aber nach 14 Tagen wurde ich entlassen.

Blinde Passagiere.

Huber und ich beschlossen nun, der Bahnlinie entlang zu Fuss zu gehen, bis wir Gelegenheit hätten, einen Güterwagen zu besteigen. In einem Walde wollten wir ausruhen, trugen dürres Laub zusammen und wollten uns gerade darauf niederlassen, als wir ganz in der Nähe in einem dicken, dürren Baum einen Bienenschwarm erblickten. Und siehe da, der hohle Stamm war bis oben mit schönen Honigwaben angefüllt. Schnell entschlossen holte Huber auf der nächsten Farm Säge und Axt und zwei grosse Kessel. Huber lud den Farmer ein, mit ihm zu kommen. Sofort gingen wir an die Arbeit und sägten den Stamm unten am Boden ab, dann mitten durch den Stamm noch einmal. Nun konnten wir ohne Mühe zu den Waben gelangen und die Kessel füllen. Wir schätzten die ganze Ausbeute auf 100 kg. (!) Der Farmer holte ein Fuhrwerk und bald fuhren wir miteinander der Farm zu. Als dann die Farmerfrau die schönen Waben in den Kesseln sah, wurde sie ganz übermütig. Sie umarmte ihren Mann und tanzte voller Freude um das Fuhrwerk herum. Ich fürchtete mich vor dieser Frau, denn sie starrte mich fortwährend wie geistesabwesend an. Endlich sprang sie auf mich zu und umhalste und verküsste mich wie vorhin ihren Mann. Meinem Kameraden Huber liefen die Tränen das Gesicht herunter vor lauter Lachen. Wir blieben drei Tage bei diesem Farmer; er hatte ein fettes Schwein geschlachtet und die Frau verstand das Kochen wie nicht geschwind eine. Wir lebten hier herrlich und in Freuden und zogen dann am vierten Tage wieder weiter. Als wir ungefähr eine halbe Stunde unterwegs waren, erblickten wir zwei weidende Esel. Huber schlug sofort vor, sie als Reittiere zu verwenden. Es ging nicht lange, so hatte er den einen eingefangen und brachte ihn mir an der Mähne. Bald hatte er auch den andern gefangen und ich musste ihn ebenfalls halten. Er aber begab sich in den nahen Busch, von wo er vier Stecken brachte. «So, jetzt will ich dir helfen aufsteigen,» sagte er. Als ich auf dem Esel sass, gab er mir in jede Hand einen Stecken und wies mich an, dieselben auf beiden Seiten neben dem Kopf des Esels geradeaus zu strecken, damit ich das Reittier nach Belieben leiten könne. Es ging vortrefflich. Bald sass auch Huber auf seinem Esel und wir trabten nach Westen. Als wir etwa 80 bis 100 Meilen zurückgelegt hatten, stiegen wir ab und gaben jedem Esel einen Schlag auf den Hintern. Sofort kehrten die Tiere um und jagten in schönem Galopp wieder zu ihrer Weidestelle. Wir beide aber warteten auf einen Güterzug, den wir besteigen wollten. Wir wussten, dass ungefähr um diese Zeit ein solcher anhalten und Wasser für die Lokomotive fassen werde. Im Versteck passten wir, bis der Zug kam. Nun suchte sich jeder ein Plätzchen zum mitfahren. Ich konnte in einem Haferwagen unterschlüpfen. Wir führen die ganze Nacht bis am andern Mittag. Auf einmal wurde mein Wagen auf einer Station abgehängt und der Zug dampfte weiter. Das Loch, wo ich hineingeschlüpft war, wurde geschlossen und so war ich eingesperrt.

Ich hörte jemand um den Wagen herum schreiten, durfte aber keinen Laut von mir geben. Endlich wurde es ganz still, und ich schlief ein. Ich musste etwa zwei Stunden geschlafen haben, da wurde stark an den Wagen geklopft. Ich lauschte, das Klopfen wiederholte sich noch zweimal. Endlich fing jemand draussen an zu husten und ich erkannte meinen Kameraden Huber. Ich gab ihm ein Zeichen; bald hatte er mein Schlupfloch wieder geöffnet und ich stieg aus. Huber bemerkte: «Weisst du, wo wir jetzt sind? — In Denver (Colorado)! Das war eine weite Fahrt!» Was nun beginnen? Wir sahen uns die Gegend ein wenig an und dampften darauf in einigen Tagen wieder nach Sedalia zurück, wo wir bei Kanalisationsarbeiten Beschäftigung finden wollten. In einem Restaurant in der Nähe des Bahnhofes nahmen wir eine Erfrischung ein. Hier hörten wir, dass am gleichen Abend ein Güterzug vorbeifahre, der 3000 Schafe nach St. Louis führe. Huber gab mir einen Wink: «Diese Gelegenheit wollen wir nicht versäumen; wir fahren heute abend bis nach Sedalia mit, dort bleibe ich, wenn ich Arbeit finde.» Richtig, um neun Uhr abends langte der besagte Zug an. Trotzdem er nur fünf Minuten anhielt, fanden wir Zeit einzusteigen und uns unter den Schafen zu verstecken. Der Zug fuhr dann weiter, hielt aber erst in St. Louis, so dass unser Wunsch, in Sedalia auszusteigen, nicht in Erfüllung ging.

(Schluß folgt.)

Landwörter.

Von Traugott Meyer, Basel. (Schluß)

feurige Männlein, Irrwische.

firn alt, firner Lässer-Wein ein alter Wein, der jährlich abgelassen und erfrischt worden.

Fischlogel ein hölzernes und gedecktes Gefässe, unten weit und oben etwas enger mit einem weiten Schnabel, worinn man zu Basel die Sälmlinge zu Markte bringt.

Flühe f. hoher gäher Fels, alpina atque alte rupes. Sonst Fluo. Dis Wort fehlet den Hochdeutschen.

Fulket Faulheit. Die Oberländer schreiben sogar Faulkeit.

fürfüssen alte Strümpfe, d. i. einen neuen Fuss daran setzen oder stückeln.

Furrezi f. Wasserfurche in den Aeckern, lira. Furetzinen und Gräbli machen, das Wasser dadurch abzuleiten. Die erste Sylbe dises Wortes wird lang gesprochen.

Gatze f. Geize am Pfluge, buris.

Gätzi n. kupferne Wasserschufe.

ins Gäufahren Einem, Jemand in das Land fallen, sagt man, wenn man die Gränzen seines Rechtes überfährt und seinem Nebenmenschen irgend eingreifet.

Gefechte n. das Aichen oder Rechtfertigen der Masse dürrer Dinge.

gehaben heisst ein Teig, wenn er von dem Hefel aufgegangen ist.

Gepse f. flaches, hölzernes Geschirr, worinnen man die Milch aufbehält.

Gertel m. Gertmesser, Hagmesser; falx arborea, putatoria.

Gerümpel heisst auch ein gemängtes Geköche von dürren Schnitzen, Quetschen, Pflaumen u. dgl.

Gescheidherren Gränzscheider, Untergänger, finitores. Sie rich-